

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 239. Bromberg, den 19. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der ersten Zeit begegnete man dem neuen Präfekten fast überall mit starkem Mißtrauen und verstecktem Widerstande. Die Beamten, zumeist Süditaliener, nannten ihren neuen Chef untereinander einen „Tedesco" und betrachteten ihn als einen stammesfremden, lästigen Eindringling. Und in der Tat hatte Alfredo Colnaghi, wie viele Piemontesen, in seinem Äußeren etwas von einem Germanen. Seine große stattliche Figur, seine scharfen grauen Augen, sein blondes Haupthaar, vor allem aber seine gemessenen Bewegungen und seine bestimmte Redeweise mußten ihn unter diesen schwatzhaften, ewig zappelnden, dunklen Südländern als einen Fremdling erscheinen lassen. Erst nachdem er mehrere Beamten wegen Unpünktlichkeiten kurzerhand entlassen hatte, begann man sich murrend in die neue Ordnung der Dinge zu fügen.

Die beste Unterstützung fand der Präfekt noch an dem Polizeirat Coppola. Soeben hatte er mit diesem erfahrenen Beamten den Plan für eine durchgreifende Maßregel fertiggestellt. An einem der nächsten Tage wollte man alle als besonders gefährlich bekannten oder schwerverdächtigen Camorristen unverhofft verhaften und zugleich den Belagerungszustand über die Stadt verhängen.

Der Präfekt ließ seine Blicke nochmals über die Liste der zu Verhaftenden gleiten. „Mir scheint, daß uns da noch mancher fehlt", sagte er, die Brauen ärgerlich zusammenziehend. „Hier, im Stadtviertel Porto, einem der Hauptquartiere der Camorra, haben wir nur acht Namen vorgemerkt. Da muß die Liste unbedingt noch ergänzt werden, ehe wir zugreifen."

„Das ist nun natürlich sehr schwer", erwiderte der Polizeirat, „da Eure Exzellenz den alten Kommissar und vier Wachtmeister dieses Viertels entlassen haben. Der neue Kommissar und seine Beamten bemühen sich zwar nach Möglichkeit, sich in den Bezirk einzuarbeiten. Aber bis sie eine genaue Personalkenntnis erlangen, wird natürlich einige Zeit vergehen. Falls Eure Exzellenz darauf Wert legen, ganz radikal durchzugreifen, sollte man vielleicht die Massenverhaftung noch etwas hinausschieben, besonders da —"

„Nein, nein, davon kann keine Rede sein," schnitt ihm Colnaghi fast ungeduldig das Wort ab. „Die Regierung erwartet Ende dieses Monats Bericht von mir, welche Maßnahmen getroffen sind, um Sicherheit und Ordnung wiederherzustellen. Ein Zögern gibt es nicht mehr. In spätestens drei Tagen greifen wir zu! Beauftragen Sie den Kommissar des Porto-Viertels, sein Bestes zu tun, uns bis dahin die noch fehlenden Namen mit entsprechenden Unterlagen heranzuschaffen. Vielleicht ist Ihnen auch sonst noch jemand bekannt, der in diesem Viertel genau Bescheid weiß und uns brauchbare Auskünfte geben könnte? Gerade im Porto-Viertel fehlt es der Polizei fast ganz an Vertrauensleuten. Fast alles, was dort wohnt, gehört selbst zum Gesindel."

Der Polizeirat sann während einiger Augenblicke vor sich hin. Dann sagte er plötzlich lebhaft: „Oh, ich wüßte schon einen, Exzellenz, — einen, der fast von jedem Einwohner des Porto-Viertels die genaue Lebensgeschichte kennt. Aber, ob der reden wird? Ich möchte es bezweifeln. Es ist der Priester Don Filippo Bossi von San Giovanni Maggiore."

„Sie meinen, daß er Sympathien für die Camorra hat?" fragte der Präfekt interessiert. „Wie ich mir habe berichten lassen, soll die Camorra ja sogar einige Priester zu den ihrigen zählen?"

„Das stimmt schon, Exzellenz. Aber bei Bossi kann von so etwas keine Rede sein. Er ist ein durchaus ehrenhafter Mensch."

„Sie meinen also, daß er nur aus Feindschaft gegen die neue Regierung seine Mithilfe versagen wird?"

Coppola zog Schultern und Augenbrauen hoch. „Über seine politische Gesinnung ist mir Genaues nicht bekannt; er ist zu vorsichtig, sie zu äußern. Aber für einen ausgesprochenen Feind des geeinten Italien halte ich Don Filippo keineswegs."

„Und meinen Sie, daß man ihn hierher bitten sollte? Oder fürchten Sie, daß dies ihn stutzig machen könnte?"

„Ich würde entschieden davon abraten, Exzellenz. Besser wäre es schon, ihn durch einen geeigneten Beamten in seiner Wohnung aufsuchen zu lassen; — natürlich ganz unauffällig, nach Eintritt der Dunkelheit."

„Nun gut, ich werde schon sehen! Schreiben Sie mir jedenfalls den Namen und die Wohnung des Priesters genau auf." Colnaghi hatte im stillen den Entschluß gefaßt, noch am gleichen Abend selbst Don Filippo aufzusuchen. Und nun erhob er sich, zum Zeichen, daß die Besprechung beendet sei.

Der Polizeirat raffte seine Papiere zusammen, verbeugte sich und wollte soeben das Bureau seines Chefs verlassen, als der Kommissar des Mercato-Viertels eintrat, einer der wenigen Beamten, die den neuen Präfekten tatkräftig unterstützten. Er hatte einen guten Erfolg zu melden. Ein zur Camorra gehöriger verhafteter Schwindler hatte sich — ein seltener Fall — auf alle möglichen Versprechen des Kommissars hin endlich bereiterklärt, für die Polizei Spitzeldienste zu tun und alles, was ihm über den Verbrecherbund bekannt war, zu verraten.

Der Gefangene wurde hereingeführt. Es war ein kleiner, blasser und schwächlicher Mensch, verhältnismäßig gut gekleidet, aber abstoßend durch sein kariöses Gebiß und einen scheuen, unsteten Blick.

Colnaghi winkte dem Gefangenenwärter, sich zu entfernen.

„Nun, was habt Ihr mir zu sagen?" fragte er dann nicht unfreundlich den Verhafteten. Und ermunternd setzte er hinzu: „Ihr könnt ruhig und ohne jede Gefahr sprechen. Wer ich bin, wißt Ihr ja; der Kommissar hat ja bereits Euer Vertrauen; und dieser Herr hier ist der Polizeirat. Ihr habt also nichts zu fürchten. Niemand sonst, auch keiner der übrigen Beamten wird erfahren, was Ihr uns hier er-

zählt. Wenn sich Eure Angaben als richtig erweisen, erhaltet Ihr die versprochene Belohnung und die Freiheit. Ihr könnt dann unter Beobachtung der nötigen Vorsichtsmaßregeln weiter für die Polizei tätig sein. — Also berichtet einmal, was Ihr von der Camorra wißt." Er winkte dem Gefangenen, sich zu setzen, und begann sofort persönlich das Verhör. „Vor allem nennt uns einmal die jetzigen Chefs der Gesellschaft."

„Der oberste Chef der ganzen Camorra, der sogenannte Capintesta, ist schon seit mehreren Jahren ein gewisser Luigi Mazella; man hat ihn schon dreimal wiedergewählt. Gesehen habe ich ihn noch nie. Ich weiß nur, daß er im Vicaria-Viertel wohnt."

„Das ist uns natürlich alles bekannt. Wir möchten von Euch etwas über die verschiedenen Bezirkschefs wissen."

„Die Camorra hat im ganzen zwölf Bezirke, die den zwölf Stadtvierteln entsprechen. Jeder Bezirk hat wieder einen Chef, einen sogenannten Capintrito."

Der Präfekt begann ungeduldig zu werden. „Ihr glaubt doch nicht, Freundchen, uns mit diesen Allgemeinheiten etwas Neues zu erzählen? Vor allem sollt Ihr uns einmal die Namen der Bezirkschefs nennen!"

Die kenne ich nicht. Ich bin noch nicht „Vollcamorrist", sondern erst „Picciotto". (Zweitunterste Rangstufe in der Camorra.) Daher bin ich auch nicht in alle Geheimnisse der Gesellschaft eingeweiht. — Im Mercato-Bezirk, zu dem ich gehöre, weiß ich natürlich genauer Bescheid."

„Und wer ist jetzt Bezirkschef, Capintrito, im Mercato-Viertel?"

Einen Augenblick noch zögerte der Gefangene. Dieser Verrat schien ihm doch ein arges Wagnis. Aber dann siegte die Aussicht auf die Freiheit und eine gute Belohnung dazu. — „Pasquale der Krötenkopf" ist seit drei Monaten Chef im Mercato-Viertel", erwiderte er. „Diesen Spitznamen führt er wegen seines häßlichen breiten Mundes, der fast von einem Ohr bis zum andern reicht."

„Und welches ist sein wirklicher Name?"

„Den weiß ich nicht."

„Wenn Exzellenz gestatten, werde ich schnell einmal im Archiv nachsehen. Wir kennen ja die meisten Spitznamen der Camorristen."

Der Präfekt nickte zustimmend, und der Kommissar verschwand, um gleich darauf mit einem dicken Bande zurückzukehren. Erregt blätterte er darin umher: Seit der bisherige Camorrachef des Mercato-Viertels vor einigen Monaten eingesperrt worden war, hatte es dem Kommissar nicht gelingen wollen, dessen Nachfolger festzustellen. Und gerade im Mercato-Viertel trieb es die Camorra jetzt schlimmer denn je. — Da kam ein freudiger Ausruf über die Lippen des Beamten:

„Aha! Da haben wir ihn! „Pasquale der Krötenkopf", recte: Pasquale Cajazzo, angeblich Pastetenbäcker, tatsächlich ohne Beschäftigung, geboren am 28. Juni 1833 zu Neapel, verheiratet, früher wohnhaft im Viertel Vicaria, dreimal mit Gefängnis vorbestraft, im Dezember 1859 wegen dringenden Verdachtes des Einbruchsdiebstahls und schwerer Körperverletzung für sechs Jahre nach Tremitti verbannt, bei der Amnestie 1860 freigelassen; dann wohnhaft im Porto-Viertel, Fondaco degli Schiavi; vor drei Monaten verzogen nach dem Mercato-Viertel, Lavinajo . . :"

„Nummer 73", ergänzte der Gefangene.

„Also der ist jetzt Euer Chef!" sagte der Kommissar, tief aufatmend vor Befriedigung, endlich die Personalien des Langgesuchten zu kennen.

Der Präfekt beugte sich zum Polizeirat Coppola hinüber und flüsterte ihm zu: „Der Kerl scheint die Wahrheit zu sagen. Setzen Sie den Cajazzo also gleich auf die Liste!"

Und nun ins Reden gekommen, erzählte der Gefangene alles, was er von der Tätigkeit der Camorra des Mercato-Viertel wußte: Während unter dem früheren, jetzt gefangen sitzenden Chef eine große Unordnung und Eigenmächtigkeit unter den Verbrechern eingerissen war, übte die Mercato-Abteilung der Camorra nun unter Cajazzos Leitung eine furchtbare Gewaltherrschaft aus. Keine Marktfrau, kein Straßenhändler, kein Kutscher wagte es, der Camorra seine Abgabe zu verweigern; jeden Wucherer, jeden Geldwechsler, jeden Wahrsager, — ja selbst jeden Bettler hatte sich der Verbrecherbund dort tributpflichtig gemacht; und Spielhöllen und Freudenhäuser entrichteten wieder, wie zu den bourbonischen Zeiten, eine hohe Taxe an die „schöne und geehrte Gesellschaft", um deren Wohlwollen und Schutz für ihr trübes Gewerbe zu genießen. — Kaum noch konnte es ein anständig gekleideter Mensch wagen, die Gassen dieses Viertels zu betreten. Und von all den frechen Erpressungen am hellen lichten Tage und den gewalttätigen Beraubungen des Nachts, über die der Gefangene zu berichten wußte, war nur das Wenigste zur Kenntnis der Polizei gelangt; denn seit jeher war der Bürger Neapels gewohnt, diese Behörde als machtlos zu betrachten. — —

Der Polizeipräfekt hatte seinen Entschluß, Don Filippo Bossi noch am gleichen Abend aufzusuchen, ausgeführt; beschieden: Der Priester hatte das Ansinnen der Polizei irgendwelche vertrauliche Mitteilungen zu machen, zwar in der liebenswürdigsten Form, aber auf das bestimmteste abgeschlagen. So erhob sich der Präfekt schon nach einem Gespräch von wenigen Minuten ärgerlich und sagte brüsk und unvermittelt: „Man hatte Sie mir als einen einsichtsvollen und liberal denkenden Mann geschildert. Aber Sie scheinen der neuen Regierung genau so feindlich gegenüberzustehen, wie der größte Teil ihrer hiesigen Berufsgenossen und daher die alten verderbten Zustände mit allen Mitteln zu begünstigen!"

Auch der Priester hatte sich erhoben, und sein sonst so gutmütiges Gesicht zeigte eine jähe Zornesröte: „Ich bin der neuen Regierung weder Freund noch Feind, denn ich habe als Priester andere Dinge zu tun, als mich mit Politik zu befassen." Und mit erhobener Stimme fuhr er fort: „Die Unterstellung Eurer Exzellenz aber, daß ich die Liederlichkeit und das Unrecht unterstütze, muß ich aufs schärfste zurückweisen!"

„Sie tun es aber dennoch," beharrte Colnaghi, „indem Sie sich weigern, Ihre genaue Kenntnis der Verhältnisse in den Dienst der guten Sache zu stellen!"

Aber Don Filippo ließ sich nicht beirren: „Verlange ich denn von Ihnen, Exzellenz, daß Sie, als Polizeichef, Ihren Verbrechern religiöse Vorträge halten oder sie zu mir in die Beichte und die Messe schicken? — Nun, — ebensowenig können Sie von mir verlangen, daß ich den Polizeispitzel spiele und Ihnen meine Beichtkinder verrate. Wir wollen beide bessern und helfen. Aber jeder soll dies in der Weise tun, die ihm sein Beruf und seine Natur vorschreibt: Sie durch gesetzliche Maßnahmen und Strenge, ich durch religiöse Mittel und Milde. Und wer bei mir durchaus nicht hören will, der mag dann bei Ihnen fühlen!"

In Colnaghis Gesicht war ein freundlicherer Ausdruck getreten. Und nun streckte er mit einmal dem Priester seine Hand entgegen: „Sie sind ein ganzer Mann, Don Filippo! Ich verstehe und würdige Ihren Standpunkt. Sie werden aber auch begreifen, daß wir bei der Polizei ohne Vertrauensleute, die uns informieren, nicht auskommen können, und daß es meine Pflicht ist, mir solche Vertrauensleute zu verschaffen. Aus der Tatsache meines persönlichen Besuches ersehen Sie übrigens nicht nur, wieviel mir gerade an Ihrer Mitarbeit lag, sondern auch, für wie schwierig ich es hielt, Sie für uns zu gewinnen. — Natürlich möchte ich Sie bitten, über diesen meinen Besuch bei Ihnen . . ."

„Es ist ganz selbstverständlich, daß durch mich kein Mensch etwas davon erfährt," beruhigte ihn der Priester. Und nun wieder lächelnd, setzte er hinzu: „Damit aber Eure Exzellenz den Weg zu mir nicht ganz umsonst gemacht haben, möchte ich Ihnen wenigstens etwas aus meinen Erfahrungen über die Camorra mitgeben, — selbst auf die Gefahr hin, wieder als Beschützer des Unrechts zu erscheinen: Alle polizeilichen Maßnahmen gegen die Camorra und ihr schamloses, verbrecherisches Treiben werden nur von geringem Erfolg sein, solange das Volk noch zu diesen Gesellen emporschaut wie zu ritterlichen Helden, — solange es seine Camorra noch liebt. Denn so ist es: das Volk bewundert diese Messerhelden und läßt sich gern von ihnen ausbeuten; denn es findet, wenn es seine Abgaben pünktlich entrichtet, auch wieder Schutz und Verständnis bei ihnen. Der neuen Regierung aber fehlt — trotz ihres besten Willens — dieses Verständnis für unser kleines Volk vollkommen. Nur mit unendlicher Geduld, großer Güte und sehr langsamer und vorsichtiger Aufklärung wird man das Volk Neapels im Laufe von Jahrzehnten vielleicht auf den höheren Standpunkt heben, auf den es die neue Regierung von heute auf morgen durch Gesetze und Verordnungen bringen will. Erst dann wird die Macht der Camorra gebrochen werden, wenn sich das Volk selbst von ihr zu befreien wünscht. Solange aber wird trotz aller Verhaftun-

gen und Bestrafungen diese Giftpflanze im geheimen weiterwuchern. — Jedenfalls wünsche ich Ihnen das Beste, Exzellenz! Arbeiten wir beide an der guten Sache, — aber jeder für sich!"

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und schieden, trotzdem sie vorher scharf aneinander geraten waren, nunmehr in bestem Einvernehmen. —·—

(Fortsetzung folgt.)

Auf Hochseefang in der Ostsee.

Nur zwei Kutter fahren vom Danziger Fischmarkt auf Pomuchelfang: D 2 und D 3. Ich hatte die Wahl und wählte D 2, den größeren Kutter, den größten, wie ich später erfuhr, der hier im Freistaat und vielleicht sogar in der südlichen Ostsee fährt. Er ist 17 Meter lang, zweimastig und mit einer Maschine von 60 PS ausgerüstet. D 2 läuft in der Stunde 6 Seemeilen.

Zwei Logis sind da: eines vor dem Mast, eines am Heck. Es ist Raum zum Schlafen für fünf Mann, aber die Besatzung besteht nur aus zwei Mann, sie sind abwechselnd alles, was man als Fahrens- und Fischersmann auf See sein kann: Kapitän, Steuermann, Rudergänger, Maschinist, Fischer, Koch . . .

Wie schön ist doch die Fahrt auf kleinem Fahrzeug über die nächtliche See. Da ist das von den farbigen Positionslaternen geheimnisvoll, nur schummerig beleuchtete Deck. Um den Bug wirbelt die Welle zurück und verschäumt im Dunkel der seidenschwarzen See, und schweigend wandern die Sternbilder durch die schweigende Finsternis des unermeßlich tiefen Himmelsabgrunds.

Es gibt ein Sprichwort in unserer Gegend: De Fescher, de Scheper on de Buer, de schlopen man op de Luer. Nun, am schlechtesten ist wohl der Fischer von ihnen mit Schlafen dran, der sich die Zeit dafür stehlen muß, und der sich seinen Schlaf im Verlauf des vierundzwanzigstündigen Tages durch Schläfchen zusammenstückeln muß. Zweimal bin ich mit D 2 auf die Ostsee hinausgefahren, und zweimal habe ich gesehen, wie diese Männer erschöpft von der Arbeit und übermüdet von den Nachtwachen am hellen Tag in Schlummer fielen: am Ruder sitzend der eine, und auf den Planken ausgestreckt, den Kopf in einen alten Automantel gelegt, der andere. Ja, es geschah doch einmal, daß der ältere der beiden eines Nachts die Pautinen von seinen Füßen streifte und in Kleidern in die Koje kletterte, wo er sich einen Schlaf von drei bis vier Stunden gönnte . . .

Sechs Stunden dauert die Fahrt von Neufahrwasser bis zum Dorschgrund, sie führt über Hela hinaus nach dem Schlickloch, dessen südlichsten Zipfel man auf der Karte leicht findet, wenn man nämlich Rixhöft und Pillau mit einer Linie verbindet. Die Seekarte verzeichnet hier Tiefen von 100 bis 114 Meter. In diesen Gründen wimmelt es von Pomucheln — die Pillauer Fischer wußten das schon längst; seit Jahren fuhren sie hier her und fischten. Sie wahrten ihr Geheimnis so gut, daß die Danziger noch vor zwei Jahren immer die zweiundsiebzigstündige Tour nach Bornholm oder Mittelbank machten, wenn sie Dorsche haben wollten. Erst im vorigen Jahr kam der Fischer M. vom D 2 darauf, einen Versuchsfang im Schlickloch zu machen. Der Versuch gelang, und seitdem wird nun auch von den Danzigern die „kleine Pomucheltour", die vierundzwanzig Stunden dauert, gefahren.

Die Navigation der Fischer ist denkbar einfach, Kompaß und Uhr genügen. Der Kompaß zeigt die Richtung, die Uhrzeit gibt die ungefähre Position an. Auch bei den herbstlichen und winterlichen Fahrten, nach Bornholm und nach Mittelbank, brauchen sie kein astronomisches Besteck. Wichtig für sie sind allein: Kompaß und Uhr. Und als drittes: die Möven. Nicht zu vergessen die Möven, die auf hoher See die Orte anzeigen, wo Fischschwärme stehen. Wo sich kein Mövengefieder in der Luft zeigt, hat es keinen Sinn, die Kurr zum Fang auszuwerfen. Wo aber Möven fliegen, werden auch immer Fische anzutreffen sein.

Bei Tagesanbruch beginnt die eigentliche Arbeit. Die Zärte wird ausgeworfen, die Scherbretter fliegen hinterdrein, sie müssen das Netz V-förmig offenhalten, ohne sie würde es sich beim Schleppen über den Grund zusammenwürgen. Den Scherbrettern folgen zwei Trossen von je 200 Klafter Länge in die Tiefe nach, der Kutter dreht auf den Kurs und das Netz nach sich schleppend, stampft er mit zwei Knoten Geschwindigkeit zwei Stunden lang über die See. Nach zwei Stunden wird das Netz geholt. Nicht immer ist es so gefüllt, wie die Fischer sich's wünschen. Zu wenig ist nicht gut. Zu viel ist aber noch viel schlechter. Im Gedränge der großen Masse beschädigen sich die Fische, platzen auf, und von dem Fang bleibt dann nur ein geringer Rest.

Nach zweistündigem Schleppen wird das Netz also an Bord geholt. Ein Zug am Turn, der es unten abschließt, und der silberne, fette Segen des Meeres ergießt sich auf den Planken. Schwänze klatschen, Leiber bäumen sich und springen. Welch gramvoll aufgerissene Mäuler! Diese glotzenden Augen — diese klaffenden Kiemen! Und was für unersättliche Räuber sind darunter. Manch einem hängen drei Heringe aus dem Maul; beim Fang ist er selber gefangen worden. Und andere würgen an den entfleischten Skeletten kleinerer Dorsche. Es ist für den, der es zum ersten Mal sieht, ein herzbeklemmender Anblick.

Ist das Netz geleert, wird es von neuem geschert. Danach geht es an die Arbeit des Sortierens, Abwiegens, des Schlachtens und Packens. Ein Teil des Fanges wird unterwegs schon ausgenommen. Die Eingeweide fliegen über Bord, und ist die erste Leber kaum dem Gesichtskreis entschwunden, da flügelt es auch schon mit zänkischem Kreischen in den Lüften. Viele Möven folgen dem Kutter. „Fisch, Fisch!" schreien sie und „Gib! Gib!"

Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang währt die Arbeit des Fischers. Alle zwei Stunden wird ein Zug getan. Zur Nachtzeit Dorsche fischen wollen, wäre vergebene Mühe, denn da diese Fische bei Anbruch der Dunkelheit heraufsteigen, das Netz aber auf dem Grund schleppt, so wäre das Ergebnis des Nachtfischzuges gleich Null.

Durchschnittlich zwanzig Zentner fangen die beiden Männer vom D 2 am Tag. Das ist nicht viel, wenn man das Gewicht betrachtet, wenn man die Arbeitsmühe und die Ausgaben rechnet. Die Fahrtstunde kostet einen Gulden, es kostet aber auch das Eis, das man zum Kaltstellen der Ware mitführt, es kostet die — wenn auch ganz einfache — Verpflegung. Aber zwanzig Zentner sind sehr viel, wenn der Fischer an den Verkauf denkt. Wo wird er das bloß alles los? Es ist ja merkwürdig: wir leben in einer Seestadt, wir bekommen Fische auf dem Markt zu kaufen, die am Nachmittag des Vortages noch munter in der See schwammen und dennoch — wir kaufen sie nicht, oder wir kaufen zu wenig.

Weshalb, Vielleicht liegt es daran, daß man meint, es gehören viele und teure Zutaten dazu, um ein Fischgericht schmackhaft zu machen. Nun, was das betrifft, so sind alle klugen Köche und Köchinnen in einem Irrtum befangen. Der Fischer kocht das delikateste Fischgericht nur mit Pfeffer, Salz, Zwiebel und Gewürz. Alles andere ist überflüssig und würde nur den Geschmack verderben. Ich habe auf D 2 vom alten M. den Trick gelernt, Fische durchzubraten. Der Trick besteht darin, daß man den Fisch kerbt, ehe man ihn paniert und in die Pfanne gibt. Niemals habe ich einen so knusperigen Fisch gegessen wie diesen, der, obwohl er nur auf der Lucke des Laderaums zugerichtet und nicht etwa mit Gabeln gegessen wurde, dennoch der Tafel eines Seelords würdig gewesen wäre.

Langsam vergeht so ein Tag auf See. Wir kreuzten ja fern der Dampferlinie. Ab und zu tauchten am Horizont die Umrisse anderer Fischerfahrzeuge auf, die dann im flammenden Widerschein, der aus dem Wasser zur Sonne emporlohte, verschwanden. Bachstelzen kamen geflogen und liefen an der Reling auf und nieder, nach Würmchen suchend und nach allem möglichen Nahrhaften, das mit dem Netz aus der Tiefe heraufgekommen war. Gesprochen wird kaum während der Stunden. Nicht daß die Männer mürrisch sind, obwohl sie es ja von der harten Arbeit werden könnten. Aber in dem großen Schweigen vom Himmel und Wasser, lernt auch der Mensch das Schweigen.

Lothar P. Manhold.

Afrikanische Sparkasse.

Eine heitere Erinnerung von W. Thiemann-Groeg.

An dem Jupp war ein Erfinder verloren gegangen. Er brachte immer wieder etwas Neues, womit er die Gäste anlockte und zu Dauersitzungen verleitete. Auch seinem einzigen Sprößling bestellte er die merkwürdigsten Spielsachen.

Es waren damals gute Jahre für die Budiker in Deutsch-Südwest. Bahnbau und Eingeborenaufstand hatten viele Menschen ins Land gebracht. Den Reitern der Schutztruppe, den Frachtfahrern der Proviantkolonnen, den Farmern, die alle nur selten einmal nach einem der größeren Plätze kamen, saß dann das Geld locker in der Tasche.

Jupp hatte schon lange nichts Neues mehr gebracht. Es mußte wieder etwas unternommen werden. Das Geschäft ließ nach. Grübelnd lehnte er am Eckpfeiler seiner Veranda und sann und sann. Es wollte ihm auch gar nichts einfallen.

Da tobt Hänschen, sein Stolz, sein sechsjähriger Junge, um die Ecke. Nach allen Seiten flüchtet eine Hühner- und Entenschar vor dem Blasrohr des Kleinen.

„Hänschen!" ruft warnend der Vater. „Haaans!" Die Stimme wird drohender. Der Junge ahnt Unheil. Eilends will er um die Ecke entwetzen, aber schon hat ihn der väterliche Arm erwischt.

„Ich habe bloß mit Lehmkugeln geschossen. Die tun doch den Hühnern nichts. Sie wackeln dann nur immer so ulkig mit dem Schwanz und gackern. Die scharfen Bolzen habe ich in der Tasche, die schieße ich nur nach der Scheibe. Willst du mal sehen, wie ich treffe?"

Der strafende Arm ist herabgesunken. Glücklich schaut der Jupp in die Augen seines Jungen, den er vor sich über dem Knie liegen hat.

„Paß mal auf, Vater! Siehst du dort oben an der Decke den Fleck in der Verschalung? Den werde ich jetzt mit dem Bolzen treffen."

Mit dem Rücken auf den Knien seines Erzeugers liegend, hebt der Junge sein Blasrohr, setzt den Bolzen ein, und eine Sekunde später hängt der bunte Haarbusch oben dicht am Ziel fest in der Decke . . .

Da hat Jupp die ersehnte Vision. Still setzt er den erstaunten Jungen auf die Füße und geht in tiefem Sinnen auf die Veranda. Bald kommt er wieder in das Gastzimmer, in dessen Holzdecke das bunte Geschoß steckt . . . Dann gleitet ein Schimmer über sein Gesicht, — er hat sie, die neue Attraktion.

In der gleichen Stunde entwickelt der gute Jupp eine ungeheure Geschäftigkeit. Kammzwecken werden in ganzen Paketen geholt und eine nach der anderen mit einer Feile spitz gemacht. Dann schneidet der Budiker kleine Pappscheibchen, auch buntes Papier in verschiedenen Farben wird in kleine Quadrate zerlegt und sorglich aufgehoben.

In einer ruhigen Nachtstunde, als die letzten der Gäste das Lokal verlassen haben, beginnt eine neue Art von Schießübungen, die bald zur vollen Zufriedenheit des Schützen gelingen. Eine Stunde später ist die Decke wie ein Sternenhimmel mit verschiedenfarbigen Papierrosetten bedeckt . . .

Ein Schwarm Schutztruppler drängt durch die Tür. „Guten Morgen, Herr Wirt. Wir wollen etwas Gutes essen und trinken."

Die Stube füllt sich; Jupp und seine Frau sind in voller Tätigkeit. Endlich ist es so weit; behaglich kräuselt der Rauch der Zigarren und Zigaretten, das Bier schmeckt. Alles ist in bester Stimmung.

Da fällt der Blick eines der Soldaten auf die merkwürdigen Flecke an der Decke. „Was ist denn das da oben, Herr Wirt?"

Gelangweilt schaut der Jupp in die Höhe, als müsse er sich erst vergewissern, was der Frager überhaupt meine. „Ach, das ist meines Jungen Sparbüchse. Der hat in einigen Monaten Geburtstag, und wenn nun einer seiner Onkels und Freunde etwas dazu spendet, wird das dort hinaufgeworfen, bis der festliche Tag heran ist."

Ruhig wandte sich der Wirt wieder ab. Die Gäste aber hat die Neugier gepackt. Nun wollen sie mehr wissen.

„Wenn ich nun eine Mark für Ihren Jungen spendiere, wie wird die da oben festgemacht?"

„Oh, das kann ich Ihnen ja mal zeigen. Ich werde eine Mark spendieren", meint der Jupp.

„Nein, Herr Wirt, ich habe das angeregt. Hier ist auch die Mark."

Unter der Theke holt Jupp einen Zigarrenkasten heraus. Durch eins der darin enthaltenen Pappblättchen wird eine spitze blaue Kammzwecke gedrückt. Auf das Pappblättchen kommt die gespendete Mark. Nun sticht der spitze Dorn der Zwecke durch die Mitte des bunten Papierblättchens, das dann zusammengefaltet und über dem Geldstück zusammengerollt wird.

Das Geschoß ist fertig. Unter größter Aufmerksamkeit nimmt Jupp nun diesen Pfeil mit der Spitze nach oben zwischen zwei Finger der rechten Hand. Eine kurze Schwungbewegung, und fest haftet der Dorn und mit ihm das Geldstück in der Zimmerdecke . . .

Allgemeines Staunen. Dann aber will jeder die Sache probieren. Der Jupp kann nur immer Geschosse fertig machen und sie den Schützen überreichen. Mark auf Mark saust in die Höhe; und wenn die Geschosse auch oft zurückfallen, die Schützen geben nicht eher Ruhe, als bis auch das letzte Stück fest an der Decke hängt.

Als die Schutztruppler nach einigen Stunden das Lokal verlassen, hängen ganze Serien von großen und kleinen Geldstücken an der Decke. Auch andere Gäste haben das neue Spiel beobachtet; das Schießen geht ununterbrochen fort. — Nur merkwürdig, der Jupp ist vorbereitet. An fein gespitzten Kammzwecken, Pappstückchen und Papierrosetten trat nie Mangel ein.



Bunte Chronik



„Auto-Giro" gegen Einbrecher.

Während die Londoner Polizei schon vor einigen Wochen das von dem Spanier de la Cierva erfundene Windmühlenflugzeug zur reibungslosen Abwicklung des Verkehrs bei einer riesigen Massenversammlung unter freiem Himmel einsetzte, ist sie jetzt dazu übergegangen, die Möglichkeit, von hoher Warte aus der Luft mühelos größere Stadtgebiete zu überwachen, auch für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit auszunutzen. So schwebt jetzt in etwa 100 Meter Höhe über der Innenstadt das bereits erprobte Windmühlenflugzeug, in dem eine Polizei-Kontrollstation untergebracht ist, die sogar mit einem Radioapparat ausgerüstet ist. Einen schnellen Erfolg hatte dieser Polizeiposten vor wenigen Tagen, als es ihm gelang, einen Einbruch in ein Juweliergeschäft zu beobachten, den vom Publikum kaum bemerkten Verbrecher auf seiner Autoflucht in der Luft zu verfolgen und schließlich mit Hilfe der mobilgemachten Überfallstelle dingfest zu machen. Der Einbruch war in der Mittagszeit erfolgt, als das Geschäft geschlossen war, und der Ladenbesitzer fand bei seiner Rückkehr nicht nur die zerbrochene Schaufensterscheibe, sondern auch die bereits wieder sichergestellten Juwelen wieder. Es ist beabsichtigt, noch mehrere dieser schwebenden „Polizeiaugen" in den Dienst von Scottland-Yard zu stellen.

Der Berliner Sportpalast in schweizerische Hände übergegangen.

Vor dem Amtsgericht Berlin-Schöneberg fand am Dienstag unter reger Beteiligung die Zwangsversteigerung des Berliner Sportpalastes statt, der als Schauplatz der großen politischen Versammlungen und Sportveranstaltungen, wie u. a. des Sechstagerennens, bekannt ist. Der Zuschlag wurde für zwei Millionen RM der Hauptgläubigerin, der Eidgenössischen Versicherungs-A.-G. in Zürich, erteilt. Wie verlautet, besteht die Absicht, das Unternehmen unter schweizerischer Leitung weiterzuführen und zu einer würdigen Versammlungs- und Sportstätte zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg